Der Weg zur Mutter.

Novellette von Roman Albert Mell.

Herrgott, hat sich der kleine Gustl Winter, der elfjährige Sohn des Lehrer-Ehepaares in Krispl, schwer getrennt von seinen geliebten Bergen und Wäldern und besonders von seinem lieben Mutterl, an dem er mit allen Fasern seines Kinderherzens hing!

Der Abschied vom Vater, der ihn persönlich nach Salzburg gebracht, wurde erheblich leichter, als Gustl selbst gedacht. Nach ein paar Ermahnungen, wie: „Halt dich brav; mach keine Dummheiten und lerne fleißig", gab es einen kühlen Kuß auf die Wangen, und Vater war draußen. Noch hörte Gustl ihn mit Frau Müller reden, doch konnte er nicht viel verstehen, nur die Worte: „Nicht verwöhnen!" und „anhalten!" klangen vernehmlich und deutlich an sein Ohr.

* * *

Und so war Gustl also in Salzburg; als kleiner Student, der sich kümmerlich von ein paar Mittagstischen, die ihm gütige, wohlthätige Familien am Küchentischchen serviren ließen, nährte, und in dessen Leben nur hier und da von der Quartiersfrau gespendete Tassen dünnen Kaffees einige Abwechslung und Erfrischung brachten. Trotzdem hielt er sich so tapfer, wie er nur irgend konnte. War ganz zufrieden mit seinem Schicksal, dachte fleißig an sein Mutterl und freute sich auf Weihnachten.

Mit einem Male jedoch nahm es mit seiner Tapferkeit, seinem Muth und seiner Stärke plötzlich und jäh ein Ende. Der Vater hatte ganz kurz geschrieben, Mutter wäre schwer krank, man wüßte nicht, was daraus werde. Diese Hiobsbotschaft war wie ein kalter Strahl in seine Ruhe eingedrungen und trieb ihn herum in rastloser Angst, in beklommener Rastlosigkeit.

So oft er nach Hause kam, fragte er Frau Müller, ob der Briefbote dagewesen sei, und immer wieder trieb ihn ein ehernes „Nein" weiter. Von Altar zu Altar; er kniete sich die Gelenke wund. Er betete im Wachen, er betete im Schlafen. „Herrgott, nimm mir mein Mutterl nicht! Nur das nicht! Schick mir alles, was du willst nur mein Mutterl laß am Leben!" Und er betete so, er betete anders, um doch immer wieder zu demselben Aufschrei aus seinem zerrissenen Kinderherzen zu gelangen: „Nimm mir meine Mutter nicht!" Das war gleichsam der traurige, schmerzliche Refrain eines traurigen Liedes, das die in Fieberhitzen siedende Knabenseele sang.

Fünf Tage waren so vergangen. Noch immer hatte Vater nicht geschrieben. Diese Angst, diese Angst! Frau Müller konnte dieses Knabengesicht, über das der Jammer todtenblasse Schleier und gramvolle Furchen gebreitet hatte, nicht mehr ansehen. Sie, die sonst so kühle, berechnende Frau, ließ sich zu warmen, gütigen Worten des Mitleids herbei, aber immer schnitt das ausbrechende Schluchzen des Knaben ihre wohlgemeinten Reden in der Mitte ab. Sie sah die Hoffnungslosigkeit der tröstenden Worte ein und verließ kopfschüttelnd das Zimmer. Nun hörte Gustl, wie sie draußen mit irgend jemand sprach. Und er merkte auf, denn es war ihm, als habe er seinen Namen gehört. Gespannt horchte er. Die schrille Stimme der Quartierfrau sprach über ihn, das stand fest. Aber was? Er schlich sich zur Thüre, um zu horchen. Jetzt nannte Frau Müller den Namen seines Vaters, und ganz deutlich klang es herein: „Wie man auch nur so hartherzig sein kann wie der Herr Winter; der arme Bub kümmert sich und thut sich herunter. Und ich darf ihm's ja nicht sagen, daß es mit seiner Mutter schon so schlecht steht. Das hat mir der Herr Winter extra in den Brief hineingeschrieben!"

Fiebernd vernahm der Junge die Worte. Der Thränenstrom war versiegt, die Kehle trocken. Mit seltsam kalter Schärfe überlegte er: also war der Briefträger doch da, und man wußte, wie schlecht es um seine Mutter stand. Deshalb war man so freundlich und gut zu ihm. Das alles sagte er beinahe laut vor sich hin. Jetzt nicht mehr weinen, jetzt gilt nur noch das Handeln. Sein Entschluß stand fest. Nur nichts merken lassen.

Endlich war es Nacht und Zeit zum Schlafengehen. Wie langsam waren heute die Stunden vergangen! Gustl war es beinahe, als könne er spüren, daß er in der Zeit von der Nachmittagsschule bis jetzt merklich älter geworden sei. Er hörte, wie Frau Müller die Thüre ihres Zimmers hinter sich zuschloß. Er hätte aufjubeln mögen, schluchzen und jauchzen zugleich .... doch nein .... man könnte ihn hören! Nur nicht rühren, man möchte ihn sonst wohl halten!

Leise klinkte er das Fenster auf. Es war nicht sonderlich hoch, das konnte er schon springen. Zurück in das Zimmer, Hut und Mantel genommen, und Gustl — steht auf der Straße. Es fröstelt ihn, wie er leise und vorsichtig an den Häusermauern entlang schleicht; aber es wird ihm bald wärmer, da er ins schnelle Gehen kommt, und da er sich endlich, an den letzten Stadthäusern vorbei, allein auf der nach Hallein führenden Landstraße sieht, glüht er.

Sein Herz pocht. Er hat Angst Mitten in der Nacht allein auf weiter Strecke, zwischen einsamen Feldern. Er spricht sich selbst Muth zu. Nur weiter, nur weiter! „Lieber Gott, laß mein Mutterl warten, bis ich bei ihr bin. Nur noch zehn Stunden! Lieber Gott, ich bitte dich!" Und seine Schritte werden immer schneller, immer jagender. Wie ein von Verfolgern gehetztes Wild rast er vorwärts. Nicht rechts noch links schauen! Nur immer geradeaus! Dort ist das Ziel: die Mutter!

Hallein! Gustl passirt die kleine Stadt; es wird etwa drei Stunden nach Mitternacht sein. Und er rechnet sich vor: der halbe Weg. „Noch fünf Stunden und ich bin bei dir, Mutterl!" Die Füße schmerzen ihn; sein Körper ist in Schweiß gebadet. Kaum kann er noch. Aber nur jetzt nicht müde werden. Um Gottes willen! Da wäre ja alles umsonst. Nur weiter .... weiter! Und er biegt ab von der großen Landstraße und sieht den Wald vor sich. Einen riesigen, weiten Wald, zu dessen Seiten der Wildbach floß. Gustls Zähne klappern aufeinander vor Angst. Er weiß, daß da Eulen und Schlangen hausen. Aber er will tapfer sein. Er könnte auch einen andern Weg nehmen, doch der ist um zwei Stunden weiter. Und eine unsägliche, marternde Angst peitscht seine Schritte zur doppelten Schnelligkeit auf. Ein vorhängender Zweig schlägt ihm eine tiefe rothe Schramme übers Gesicht. Aber nichts kann ihn halten, schon ist er nah.

Endlich ist er oben am Berg; in der Ferne schimmert das Kreuz des Kirchthurmes von Krispl aus dem dämmernden Grau des heraufziehenden Morgens.

Schon sieht er das Haus. Nun kann ihn nichts mehr halten. Er läuft hin, schneller, als er selbst je laufen zu können geglaubt hätte, und pocht stürmisch an die Thüre.

Drinnen hat man's vernommen. Die Mutter war aus ihrem leichten Schlaf aufgefahren: „Jesus, 's wird doch nicht mein Gustl sein? Ich hab' gestern und heut von ihm geträumt, und seit der Zeit wird's immer besser mit mir!"

Die Wärterin hört gar nicht hin, sie fürchtet sich beinahe ein wenig vor dem Oeffnen. Jetzt dreht sie den schweren Schlüssel um. „Um Gott's willen", schreit sie, „jetzt ist er's wirklich, der Gustl!" Der aber stürmt schweißüberströmt, Blut im Gesicht, weiter, an der Wärterin vorbei, ins Zimmer, ans Bett. Da werden plötzlich wieder alle Thränen frei, die er gewaltsam seit seinem Entschlusse niedergedrückt hatte, und aufschluchzend in Glück und Seligkeit bricht er über der Brust seines Mutterls nieder. Die richtet sich mühsam auf, legt ihre blassen Hände auf Gustls schweißnasse Haare und flüstert selig: „Lieber, braver Bub du!"

* * *

Es hat lange gedauert, bis Gustl wieder richtig geworden ist. Vom Bett der Mutter weg mußte er selbst auf's Krankenlager. Eine Lungenentzündung hielt ihn lange daran gefesselt. Aber seltsam, die Mutter machte seit jener Stunde meilenweite Fortschritte zur Genesung, und es dauerte nicht lange, da konnte sie schon selbst ein wenig zur Pflege ihres lieben, braven Buben beitragen.

Dem Lehrer Winter war ja das alles nicht willkommen gewesen. Ließ es sich doch gar nicht mit seinen strengen Grundsätzen vereinbaren, aber der Ernst der Situation am Krankenlager der Mutter und zugleich seines Sohnes verbot jederlei Anspielungen. So mußte Vater denn alles hinnehmen, wie es kam, und fand schließlich, als er die Genesung der beiden mit Riesenschritten herankommen sah, selbst alles in Ordnung. Gelobt freilich hat er Gustl ob seiner heldenreichen That niemals. Das konnte auch wirklich keiner, der Herrn Lehrer Winter und seine Anschauungen in puncto Sentimentalität oder Leidenschaften kannte, von ihm verlangen.

Billige Pelzpreise.

Die aus Sibirien eintreffenden Berichte über die diesjährige Beute der Pelzjäger lassen hoffen, daß gegen Schluß der Saison die rastlos steigenden Pelzpreise sich verringern werden. Die Preise, die in den Pelzgegenden gezahlt werden, sind bereits heruntergegangen. Für Hermelinpelze, die im vergangenen Jahre drei Rubel für den Pelz einbrachten, wird heute nur noch ein Rubel bezahlt, und der Eisfuchs, der in der letzten Saison den Pelzjägern 30 Rubel für das Stück erzielte, kostet jetzt nur 15. Wenn dieser günstige Anfang sich fortsetzt, so darf man hoffen, daß die Pelzpreise in Zukunft wieder erschwinglich werden und daß die Nachahmungen, zu denen man heute oft seine Zuflucht nimmt, in absehbarer Zeit wieder verschwinden.

Beruhigend.

Amtmann: „.... Sie transportiren den Arrestanten also zum Gerichtsgefängniß in Froschhausen! Wissen Sie den Weg?"

Polizist: „Nein — aber der Arrestant weiß ihn."

Die erfolgreiche Kur.

Humoreske von E. v. Pannwitz.

Dr. med. Hans Hermann Stein war in Verzweiflung. Hätte er sonst wohl seine Sprechstunde versäumt, in welcher sein alter Diener Fliegen fing und wo eine ungeahnte Aufregung sich des Herrn wie des Dieners bemächtigte, wenn einmal die Flurglocke schellte? Ach, selten genug passirte es so wie so, und wenn der alte Heinrich eilig öffnen ging, weil ein altes Weibchen mit zagendem Schritt nahte, so war es gewiß eine, die junge Hühner, frische Eier oder Bauernkäse anbot.

Gestern Abend hatte es zwar stürmisch geklingelt, die Hausfrau von unten war's gewesen, die mit flehendem Ruf „Herr Doktor, retten Sie meinen Hans" an sein mitfühlendes Herz gepocht hatte.

Mit erhobenem Haupte war er ihr gefolgt, rücksichtslos sein Abendessen im Stich lassend, galt es doch einem Werk der Nächstenliebe, ein Menschenleben stand auf dem Spiel, da galt es kein Zögern noch Säumen!

„Hier liegt er" — hell erglänzte ein Streichholz, und als das trübe Licht sich zum Brennen entschlossen hatte, da sah er auf dem Sofa, fast im Verenden, Hans — den ruppigen Hauskater, der sich an einer Maus verschluckt hatte.

Hätte er wüthen sollen, toben? War es nicht auch eine Kreatur, die da vor ihm sich wand in ihren Todesängsten? — Mit schnellem Griff befreite er das unglückliche Thier und begleitet von den Segenswünschen der Hausfrau und ihren Fragen nach ihrer „Schuldigkeit" konnte er nach kurzer Frist wieder zu seinem kalt gewordenen Abendbrod eilen.

Das war gestern Abend gewesen, und heute Früh hatte er all seinen Groll, seine Verzweiflung hinausgetragen in die Natur, hier floß Ruhe und Balsam in sein tief verwundetes Herz.

Im grünen Moose lag er sinnend und Stunde um Stunde verrann. Längst hätte er zu Hause sein müssen, — aber es kam ja doch Niemand, vielleicht würde er heute zu einem kranken Hunde geholt? — Mochte verenden! — Er war doch in des Kuckucks Namen kein Thierarzt! Hatte gelernt und gearbeitet, war der liebste Assistent seines hochverehrten Professor gewesen und hatte dann seine vielversprechenden Aussichten aufgegeben, um sich in dies gottverlassene Nest zu begeben, wo er zum Katzendoktor degradirt wurde!

Es war, um auf die Bäume zu klettern! Und weßhalb hatte er den Unsinn begangen? Um ein haar blaue Augen, um blondes, seidenweiches Haar, das ihn fester hielt als das stärkste Schiffstau — war das nicht Narrheit? Auf der Reise hatte er sie kennen gelernt, auf dem Schiff, als es die blaue Adria durchfurchte, und sie hatte ihm Namen und Heimath genannt! So war er seinem leuchtenden Ideal gefolgt, und jetzt saß er als unpraktischer, praktischer Arzt in Krähwinkel und hatte seit sechs Wochen erfolglos versucht, sich ihr zu nähern. — Von hier hatte er den Blick auf ihr Haus, dort lag die stattliche Villa unter Bäumen halb versteckt, wo sie, weit vor den Thoren der Stadt, mit ihren Eltern lebte. Sie gingen viel auf Reisen, die alten Herrschaften, die sich dem kleinstädtischen Verkehr gegenüber so ablehnend verhielten, daß es fast unmöglich erschien, die Schwelle ihres Hauses zu betreten.

Und doch, er mußte sie wiedersehen, seine holdselige Else, wie er in Gedanken das jugendschöne Mädchen, aus dessen blauen Augen ihm ein ganzer Himmel entgegenleuchtete, zu nennen pflegte. — Aber wie —

Doktor Hans lag grübelnd in dem weichen Moos und schaute forschend hinüber nach dem Hause, das sein Glück barg.

Er merkte es nicht, daß die Sommersonne nur noch fahle Strahlen durch die immer dichter sich aufthürmenden Wolken sandte, und erst als leise der erste Donner in weiter Ferne grollte, wurde er aufmerksam. Mit Kennerblick schaute er den bleifarbenen Himmel an, von dem die Sonne gänzlich verschwunden war, dann jauchzte er auf: — „Ich hab's" — und mit langen Schritten rannte er der Stadt zu, die er mit den ersten Regentropfen erreichte.

In seiner Wohnung angekommen, packte er sein chirurgisches Besteck, Verbandsachen aller Art zusammen, sah befriedigt auf das immer toller hereinbrechende Wetter und herrschte dann seinen treuen Diener an: „eine Droschke, aber schnell" —

„Bei dem Wetter? Wollen der Herr Doktor nicht warten?" wagte Heinrich zu bemerken, denn die Blitze flammten und die Rinnsteine konnten die Regenmengen nicht mehr fassen.

„Schnell, es eilt", und mit Alt-Heinrich zugleich stürmte er die Treppe herab.

Mit Mühe ward ein Kutscher gefunden. Die dreifache Taxe machte ihn willfährig, und während der Regen niederprasselte und die Blitze den Weg in ein Feuermeer wandelten, ging der halbblinde Droschengaul seinen Weg, der Villa am Walde entgegen.

Unter Donnerkrachen und Blitzesprühen ward die Villa erreicht, der Wagen rollte davon und laut und gebieterisch hallte die Thürglocke durch das stille Haus, von Doktor Steins zitternder Hand gezogen.

Verwundert öffnete ein nettes Stubenmädchen. „Wo ist der Patient" — und mit Bandagen und Pflasterkasten im Arm wollte der Doktor Hans die Treppe hinaufstürmen. Das Mädchen stürzte an ihm vorbei, riß eine Thür auf und verschwand. —

Aber dann kamen sie von allen Seiten, der Herr des Hauses und seine Gattin, die Dienerschaft und ganz zuletzt glänzte es auf von goldenem Gelock.

Doktor Hans Hermann Stein ließ sich nicht stören. „Bitte, wo ist der Patient?" klang die erstaunte Gegenfrage des Hausherrn. „Nun, der alte Herr, der sich den Arm gebrochen hat". — Neues Staunen. — „Mein Name ist Dr. Stein, ich mußte sofort kommen" — —

„Bei dem Wetter!" ließ sich die Hausfrau vernehmen. Endlich hatte der Hausherr sich gefaßt. „Ich bewundere Ihr Pflichtgefühl, Herr Doktor, welches Sie in dem Wetter hinaustrieb, um einem Kranken schnell zu helfen, aber es muß sich um eine Verwechselung handeln, hier sind alle Arme und Beine in bestem Zustande." — — — Verwirrt, zögernd sah Hans von einem zum andern. Dann drückte er seinen Kasten an sich und mit einer Verbeugung schien er die Hausthür gewinnen zu wollen.

Da trat die Hausfrau an seine Seite. „Nein, lieber Herr Doktor, Ihr Wagen ist fort, und in das Wetter lassen wir Sie nicht hinaus. Else, besorge den Kaffeetisch" —

„Gnädige Frau sind zu liebenswürdig — allerdings nach der Aufregung" — —

„Die besänftigen wir bei einer Cigarre, lieber Doktor." Behaglich lächelnd faßte der Hausherr ihn am Arm und führte ihn in ein freundliches Gemach, wo Else, bis über die Ohren erglüht, am Kaffeetisch ihres Amtes waltete.

„Sollten wir uns nicht schon von der Italienreise kennen", flüsterte sie hold erröthend. Nun gab es ein lebhaftes Hin und Her. Welch' glücklicher Zufall, welch angenehme Aussicht auf näheren Verkehr in dem elenden Nest!

Und als tiefathmend Doktor Hans die freundliche Villa verließ, da sanken schon die Abendschatten auf die Waldecke, in der er heute früh so verzweifelt im Moose gelegen. — Dem ersten Besuch folgten viele andere und als der neue Lenz die Erde bräutlich schmückte, da schlang auch in das Goldhaar Elses sich der Myrthenkranz. — Und als die Hochzeitsreise die glücklichen Zwei wieder auf den Adriadampfer geführt, da erzählte Dr. Hans seiner glücklichen Gattin von der erfolgreichen Kur!

Moderner Schuhluxus.

Im Geleite der alten Prachtstoffe, der Damaste, Brokate und Sammete, ist auch der vielfach verzierte Schuh wieder erschienen. Allerdings von den Extravaganzen der Zeiten, in denen einst jene Stoffe die Mode beherrschten, hält sich der moderne Schuh fern. Der zierliche Rokoko-Schuh ist es, der über den breiten amerikanischen und den überlangen französischen Schuh den Sieg errungen hat, der Schuh mit dem hohen Absatz, der schon deshalb bei der Frauenwelt in Gunst steht, weil er den langen Linien, ohne die heute nun einmal keine Schönheit der Gestalt denkbar ist, noch etwas zusetzt. Aber nicht nur in der Form, sondern auch in der Ausstattung darf sich der moderne Schuh mit jedem seiner Vorgänger messen. Namentlich der Ball- und Gesellschaftsschuh ist des Füßchens, das er schmücken und schützen soll, würdig. In Material und Verzierung muß er sich der jeweiligen Toilette der Trägerin anpassen. Zu einer dunklen Robe wird sie den vornehmen Sammetschuh wählen, dessen tiefes Schwarz durch eine Schnalle von Aetzgold oder Straß-Steinen gehoben wird. Allerdings ist der Sammetschuh nur den Frauen anzurathen, die auf besonders kleinen Füßen durch dieses irdische Jammerthal pilgern; die anderen werden lieber den schwarzen oder farbigen Atlasschuh tragen, der jetzt weniger tief ausgeschnitten ist als sonst, und dessen hoch hinaufgehendes Fußblatt ganz mit Perlen oder Stickereien besetzt sein darf. Helle Gesellschaftskleider erfordern einen gleichfarbigen Atlasschuh; ist dieser tief ausgeschnitten, so wird er durch ein reich bestickstes Knöchelband festgehalten. Sehr praktisch, weil zu allen hellen Kleidern passend, sind die wunderhübschen Schuhe aus Gold- oder Silberbrokat, die in ihrer leuchtenden Pracht an Aschenbrödel's gläsernen Pantoffeln erinnern.

Junge Frau: „... Nichts erlaubst Du mir! Wenn das so weitergeht, kehre ich zu meinen Eltern zurück!"

Mann: „Das erlaub' ich Dir!"

Bandwurmwörter.

Der selige Mark Twain hat der deutschen Sprache einmal den boshaften Vorwurf gemacht, einige ihrer Wörter seien so lang, daß sie im gedruckten Zustande perspektivisch wirkten. Eine italienische Zeitschrift, die offenbar noch ketzerischere Ansichten über unsere Sprache hat, veröffentlicht nun zum Vergleiche ein paar besonders lange italienische und französische Wörter und setzt diesen als Schläger ein langes deutsches Wort gegenüber, vor dem die Länge der anderen Beispiele zu nichts zusammenschrumpft. Als längstes italienisches Wort wird dort als Adverbium „precipitevolissimevolmente" angeführt, das 11 Silben hat und aus 26 Buchstaben besteht. Im Französischen finden sich die folgenden Adverbien, die auch nicht gerade kurz zu nennen sind: „anticonstitutionnellement, deconstitutionnalisationnellement, pseudoparallelipipedicationnellement", denn sie bestehen aus 25, 33 und 36 Buchstaben. Und nun das deutsche Wort, das noch länger ist? Es hat 104 Buchstaben und lautet: „Vierwaldstätterseedampfschifffahrtsaktiengesellschaftsoberverwaltungsrathsbureaudienersuniformknopfpolitur". 104 Buchstaben sind hier allerdings hintereinander gereiht und es steht wirklich ein Bandwurm da, dessen einzelne Bestandtheile deutsche Wörter sind; aber das Ganze ist kein deutsches Wort, wenigstens keins, das irgend ein Deutscher jemals schreiben oder sprechen wird. Wenn man die Fähigkeit der deutschen Sprache, Zusammensetzungen zu bilden, die sie mit der griechischen theilt, und um die sie den übrigen Kultursprachen Europas überlegen ist, mißbraucht, kommt man natürlich zu Sprachungetümen, gerade wie man es im Französischen und Italienischen auch thun könnte.

Ein Schulzeugniß Napoleon's I.

In einem alten Werke finden sich folgende Noten des Herrn von Beralis, Inspektors der Brienner Militärschule, über den jungen Bonaparte, die am 17. Oktober 1784 dessen Aufnahme in die Pariser Kriegsschule veranlassen: „Herr von Bonaparte, geboren am 15. August 1769, 4 Fuß 10 Zoll 11 Linien. Gute Konstitution, vortreffliche Gesundheit, gehorsam, ehrlich und dankbar, sehr ordentliche Aufführung, großen Fleiß für Mathematik, kennt sehr passabel Geschichte und Geographie. Sehr schwach in Latein und schönen Wissenschaften. Wird einen vortrefflichen Seemann geben." — Und was ist wahr geworden von dieser schulmeisterlichen Menschenkenntniß?

Jeden Tag wartet er pünktlich auf die Schnellzüge mit Speisewagen.

Der „Frankf. Ztg." wird aus Ungarn geschrieben: In unserem bekannten Badeorte Pistyan besitzt der leitende Stationsbeamte des Bahnhofs einen prächtigen Bernhardiner, der sich ganz in die Gewohnheiten des Eisenbahndienstes eingelebt hat. Das etwa fünfjährige Thier bewegt sich ständig auf dem Bahnsteig und pflegt dort auch ganze Stunden vor der Thür seines Herrn ruhig zu verschlafen. Nur zweimal am Tage unterbricht der Hund präzise sein Nickerchen, und zwar bevor die beiden großen Tageszüge auf der Strecke Budapest—Berlin und umgekehrt einlaufen: das sind nämlich die einzigen Schnellzüge mit Speisewagen. Und noch ehe der Zug aus der einen Richtung zu hören ist, ist der Bernhardiner auf und rast ihm entgegen. Wie klug nun das Thier ist, kann man daraus ersehen, daß es genau weiß, an welcher Stelle es den Speisewagen zu erwarten hat; der Mittagszug führt diesen am Anfang, der Abendzug am Ende. Und noch während der Zug fährt, springt das schlanke, ziemlich große Thier auf die Wagentreppe und begrüßt laut bellend seine Freunde, die Köche und Kellner des Speisewagens, die ihrem alten Stammgaste die köstlichsten Leckerbissen reservirt haben. Da gibt es denn tagtäglich herrliche Knochen, prächtige Abfälle, ja sogar — trotz der enormen Fleischpreise! — hin und wieder Fleischstücke. Aber da heißt es auch, sich ranhalten; denn die Zeit drängt, der D-Zug hält nur eine einzige Minute. Der Hund aber weiß sich Rath. Mit den Vorderpfoten schleudert er alles rasch auf die Erde, leckt schnell dankbar die Hand des freundlichen Spenders und bellt dem davonrollenden Speisewagen noch einen kräftigen Dankesgruß nach, bevor er an's Verzehren all der kostbaren Dinge geht.

Chinesische Frauen und Kinder.

Die Modernisirung des Frauenlebens in China macht weitere Fortschritte. „In erster Reihe", so lautete die altchinesische Gehorsamsregel für die chinesische Frau, „hat das Mädchen dem Vater zu gehorchen, später die Frau dem Manne und nach dessen Tode dem Sohne!" Die Interessen der Frau mußten sich, in den unteren wie in den oberen Schichten des Volkes, auf das Hauswesen, den Kochtopf und die Scheere beschränken. Um sie vollends zu unterdrücken, kam das Institut der Polygamie, das die Sitte des Fußbindens in sich schloß, und das untergeordnete Verhältniß hinzu, das die Frau in China zu ihrer Schwiegermutter oder, wenn sie nur Nebenfrau ist, zur Hauptfrau des Mannes einnimmt. Diese Knechtung beginnt jetzt endlich aufzuhören. Wie Dr. Maximilian Krieger im „Ostasiatischen Lloyd" erzählt, haben vor allen Dingen die Ausländer seit ihrem Erscheinen in China in das Lebenselend der chinesischen Frau manchen Lichtblick gebracht; der Umschwung zum Besseren, der sich da vollzogen hat, wird so recht deutlich, wenn man heutzutage in einer besseren chinesischen Familie zu verkehren Gelegenheit hat. Heute wird man nicht selten der Hausfrau des Hauses vorgestellt, die sehr häufig bei Tische erscheint und, wie man aus der Unterhaltung oft entnehmen kann, in „rebus domesticis" sehr wohl das Zepter führt. Die Töchter erscheinen und beginnen mit dem Gaste eine englische Konversation und plaudern, vertrauter geworden, aus der Schule und von ihren sportlichen Erfolgen auf dem Zweirad und im Lawn-Tennis. Frauen und Töchter sind nicht mehr so sehr an's Haus gebunden wie ehedem, und seitdem der Prinzregent in weiser Voraussicht besonders der Reform des Mädchenschulwesens seine Aufmerksamkeit widmet und die Töchter des Hauses in fremden Sprachen und Musik auch außerhalb des Hauses erzogen werden, sogar ein Lehrerinnenseminar in Peking besteht, steht dem intelligenten chinesischen Mädchen die Thüre in's Freie offen. Uebrigens hat auch unser Kindergarten in China bereits seinen Einzug gehalten. Freilich ist das Loos der kleinen Chinesen und Chinesinnen sonst noch vielfach bemitleidenswerth und der Sklavenhandel steht trotz aller Anstrengungen, ihn zu unterdrücken, noch in hoher Blüthe.

Beim Ohrenarzt.

Patient: „Wieviel beträgt meine Schuld, Herr Sanitätsrath?"

Arzt: „Vierzig Mark."

Der Patient legt zwanzig Mark auf den Tisch und will gehen.

Arzt (lauter sprechend): „Ich sagte vierzig Mark."

Patient: „Da hat die Kur also doch nichts genützt, — denn ich höre auch jetzt nur die Hälfte von dem, was gesprochen wird!"

Fatales Mißverständniß.

Studiosus (am Eislaufplatze): „Mir ist die Uhr steh'n geblieben, und nun möcht' ich gerne wissen, wie spät es ist .... Sobald ich aber zu einem der Schlittschuhfahrenden sage: „Können Sie mir nicht ..." da — hast D' mich g'seh'n — ist er auch schon verschwunden!"

Armer Vater!

Vater (das Schulzeugniß seines Sohnes lesend): „Für Deutsch eine fünf?! Junge, Junge, Du machst mich Sorge! Sag' mich nur mal, von wem lernst Du das schlechte Deutsch?"

— „Aber, Herr Kollega — warum gehen Sie denn zur Regenszeit immer mit zwei Schirmen aus?"
— „Je nun, wenn der eine naß wird" — — —